

Editorial

Nach einer mittlerweile ins Uferlose reichenden Reihe von »Turns« in den Kultur- und Medienwissenschaften – vom *linguistic* über den *pictorial*, *iconic*, *performative*, *material*, *medial* und *body turn* vor und zurück zum *acoustic*, *global*, *spatial*, *design*, *forensic* und *affective turn*, um nur eine Auswahl zu treffen – hat inzwischen der »practice« bzw. »practical turn« die Theorieszenen erreicht. Anlass genug für das *Internationale Jahrbuch für Medienphilosophie* die Wendung zur Praxis und ihre medienphilosophischen Implikationen einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Was ist genau gemeint? Worin besteht ihr Versprechen? Was sind die sich darin abzeichnenden Möglichkeiten und Grenzen? Vor allem: In welchem Verhältnis stehen Praxis und Medialität zueinander und wie verhält sich die Reflexion der Praxis zu ihrer eigenen Medialität? Sollen mediale Praktiken und Techniken unterschieden werden? Ist das Medium zuvorderst ein praktisches, das sich in Praktiken und ihren Performanzen statt in Techniken erfüllt, oder erfüllen sich umgekehrt Praktiken allererst in Techniken, die diese realisieren und eine »Wirksamkeit« verleihen?

War der *linguistic turn* retrospektiv gemeint – Richard Rorty bezog sich mit diesem Etikett in den 1960er Jahren auf die durch Ludwig Wittgenstein und die *Ordinary Language Philosophy* vollzogene Wende der Sprachphilosophie, die die Auszeichnung des Selbstbewusstseins als Anfang des Denkens überwinden sollte – scheint der »practice« oder »practical turn«, wie ihn Andreas Reckwitz 2003 eher polemisch als proklamatorisch einforderte, etwas zu adressieren, was in den Diskurslandschaften von Philosophie und den Sozialwissenschaften seit langem schon fest etabliert ist. Seit mehr als 100 Jahren macht der Pragmatismus als die dominierende Richtung der amerikanischen Philosophie von sich Reden; zuvor hatte bekanntlich Karl Marx schon Mitte des 19. Jahrhunderts mit seiner 11. Feuerbachthese die Philosophie angemahnt, die Welt bislang nur verschieden interpretiert zu haben: »es kömmt jedoch drauf an, sie zu *verändern*.« Auch wenn Marx das Feld des Praktischen auf die Ökonomie reduzierte und so den Bereich des Sozialen wie Kulturellen an das Primat der Arbeit und ihrer »Produktionsverhältnisse« knüpfte, hat seine Praxistheorie doch auf nahezu sämtliche nachfolgenden Soziologien von Max Weber über Werner Sombart bis zu Emil Durkheim eingewirkt und vor allem eine Wende der Gesellschaftstheorie hin zum Politischen ausgelöst.

Weit vor Marx hatte bereits die *Enzyklopädie* Diderots und d’Alemberts, die sich als dezidiertes Aufklärungsprojekt verstand, den Begriff der Praxis aufgewertet, indem sie dem Handwerk, gedacht als *techne*, dadurch eine neue Bedeu-

tung verliehen, dass sich in diesem die eigentliche anthropologische Bestimmung des Menschen als *homo faber* ausdrückte – ein Faden, der ein Jahrhundert später Marx nur aufnehmen musste, um sein berühmtes Diktum zu formulieren. Der Arbeit ist der Begriff des Nutzens immanent; darum läuft jedes Primat des Praktischen Gefahr, in einen unverhohlenen Utilitarismus zu münden und das Phantasma durchgängiger Machbarkeit aufzurufen, wovon besonders das Selbstverständnis der technologischen Epoche Zeugnis ablegt. Das gilt auch zu einem gewissen Grade für Medientheorien, auch wenn sie auf ihre Filiation aus Machttheorien pochen. Denn der Widerspruch gilt besonders für solche, die sich am Primat von Techniken und Operativitäten orientieren. Wo diese den Anfang setzen, ist auch der Funktionalismus nicht weit, der, trotz aller erweiterten Deutung des Medialen, seine Herleitung aus Zwecken und Mitteln, d. h. aus einer instrumentellen Vorentscheidung nicht abzustreifen vermag. Verbunden scheint damit insbesondere ein Vorrang des Politischen, der nicht minder instrumentalistisch verfährt und auf einer Freiheit besteht, mit Wirklichkeiten konstruktiv zu verfahren, auch wenn unklar bleibt, was die nichtkonstruktiven Bedingungen dieses Konstruktivismus wären. So bewahrt sich in den praktischen Konstruktivismen, gegen deren angeblicher Progressivität, immer auch ein Stück anachronistischer Instrumentalität; vor allem aber leisten sie einem »Praktizismus« Vorschub, der dem Begriff des Praktischen den Anschein verleiht, als genüge er sich selbst, so, als ob es eine Praxis ohne Theorie gäbe und als ob ihre konstruktivistischen Genealogien ohne Befragung ihrer Geltung auskämen. So hat sich eine Rhetorik durchgesetzt, die übrigens subkutan selbst im Diskursiven verbleibt und eine Theoriefigur evoziert, die nur vermeintlich dem Elan des Aktionistischen und seiner Akzeleration frönt – und das nicht erst, seit der »Akzelerationismus« sich zu einem eigenständigen theoretischen Programm gekürt hat. Dass Denken eine Praxis ist, scheint klar; dass aber die Praxis – wie auch ihre Konstruktionen – ein Denken einfordert, das sie befragt, unterbricht, umkehrt oder korrigiert, weniger. Tatsächlich erscheint die Unruhe zwischen Theorie und Praxis, die sich hier abzeichnet und so alt ist wie die Philosophie selbst, durch die Frage ausgelöst, der sich eine medienphilosophische Reflexion unweigerlich stellen muss – nämlich, welche Bewegungen Theoretisierungen im Praktischen zu induzieren vermögen und welcher Medialität sie sich wiederum bedienen, um eben diese Bewegungen und ihre Beweglichkeit zu ermöglichen wie zugleich einzuschränken.

Vor Marx hatte ebenfalls Immanuel Kant das Denken als Handlung aus Funktionen bestimmt und damit einen Vorrang der praktischen Vernunft vor der theoretischen postuliert, weshalb ihn fast 100 Jahre später Charles Sanders Peirce als einen lediglich »verworrenen Pragmatisten« bezeichnete, der es versäumt habe, eine konsequente Praxistheorie zu entwickeln. Nur waren Kants Überlegungen,

wie auch Emmanuel Lévinas betonte, für eine Grundlegung einer Ethik beispielhaft, während Peirce in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine pragmatische Semiotik als »neues Organon« für die Wissenschaften vorschwebte, um der Praxis der Zeichen und ihrer Prozessualität den Vorrang vor jeder Referenz und ihren verschiedenen Deutungen zu erteilen. Es waren daran anschließend John Dewey und George Herbert Mead, die noch einmal 30 bis 40 Jahre später dem Projekt einer dezidiert »pragmatistischen Philosophie« eine eigene Nobilität verliehen und somit eine frühe Version einer einzig aus Praktiken und Interaktionen hergeleiteten Metaphysikkritik begründeten – eine Volte, die dann ab den 1930er Jahren Ludwig Wittgenstein mit seiner praxeologisch fundierten Sprachphilosophie weiterentwickelte, die von der Maxime ausging, dass »die Bedeutung eines Wortes seine Funktion im Satz« und die »Bedeutung eines Satzes sein Gebrauch in der Sprache« seien. Eine angemessene Weise, ein sprachphilosophisches Buch zu verfassen, notierte deshalb Wittgenstein später, sei entsprechend, lauter »Verben« – Handlungsträger *par excellence* – und die mit ihnen verbundenen Sprachspiele zu untersuchen, die im gleichen Maße mit Lebensformen und ihren Gewohnheiten verwickelt seien. Aus beiden Traditionslinien ergab sich dann der große Strom von Praxistheorien, wie er vor allem für die angelsächsische Philosophie des 20. Jahrhunderts ausschlaggebend geworden ist – man denke an die beiden konkurrierenden Cambridger und Oxforder Schulen, aus deren gleichermaßen die Philosophie der normalen Sprache und John Langshaw Austins Theorie der Sprechakte und deren Idee des Performativen hervorgingen; man denke gleichfalls weiter an Henrik van Wrights Überlegungen zur Differenz zwischen kausalistischen und teleologischen Auslegungen, die den Verstehensbegriff an Handlungen anschloss; man denke aber auch an die bedeutsamen analytischen Handlungstheorien von Arthur Danto bis Donald Davidson mit ihrer markanten Unterscheidung zwischen reinen »Körperbewegungen« und »intentionalen Handlungsvollzügen«. Schließlich lassen sich ebenso die epochemachenden Gesellschaftstheorien der 1970er und 80er Jahre aufrufen, die kommunikative Praktiken und ihre »Verständigungsverhältnisse« anstelle des Marxschen Arbeitsbegriffs ins Zentrum ihrer Überlegungen rückten und an die später die unterschiedlichen Medientheorien anschlossen, obschon sie diese Traditionslinie hartnäckig zu verleugnen suchten.

So amalgamierten sich vor beinahe 50 Jahren drei maßgebende Linien einer praktischen Kritik: erstens der Marxismus, besonders in Gestalt des Neomarxismus der Frankfurter Schule, zweitens der semiotische Pragmatismus in Konkurrenz zur strukturalen Semiologie, sowie zum dritten die pragmatische Sprachphilosophie, aus denen die deutschen Linguisten und Sozialphilosophen wie Ulrich Oevermann, Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas ihre großen und einseitigen Kultur- und Gesellschaftsanalysen entwickelten, um sie gleichzeitig an univer-

sale Regeln zu binden, aus denen sie hofften, noch einmal einen neuen Vernunfts- und Aufklärungsbegriff herleiten zu können. Bemerkenswert ist dabei, dass alle genannten Theorieansätze sowohl vom *linguistic turn* als auch vom *Apriori des Praktischen* ausgingen, es jedoch unterließen, Letzteres anders als aus intentionalen Akten miteinander interagierender Subjekte zu rekonstruieren. Neu ist allenfalls die Kategorie einer realitätssetzenden Macht des Performativen, die jedoch gleichzeitig normativ enggeführt wurde. Doch besitzen sie als Performativa immer schon einen zeitlichen Horizont, entwickeln sie sich aus ihren Geschichten wie sie im selben Maße auf Zukünfte abzielen, die sie noch nicht kennen und über die sie nicht verfügen können. Schemenhaft taucht somit die Einsicht auf, dass sich Praktiken, und zwar aufgrund ihrer Temporalität, grundsätzlich jeder Kontrolle verweigern, weshalb sie der Reflexion bedürfen, ohne die sie in schiere »Setzung« oder Ignoranz umschlagen. Das gilt auch für die kultur- und medienwissenschaftlich beständig heraufbeschworenen Konstruktivismen: Als analytische Instrumente der Kritik vermögen sie allein wirkungsmächtig zu werden, wo sie sich mit Theorien amalgamieren und ihre Grundierung in Einsicht und Erkenntnis suchen. Nicht nur verlangen sie nach einer eigenen Form von Geltungsreflexion, sondern auch von Entdeckung und Aufklärung jener Konsequenzen, die den praktischen Aktionismus daran erinnern, dass jeder Eingriff Folgen und Nebenfolgen zeitigt, die ihre wesentliche Opazität bezeugen und sie an eine unaufhebbare Intransparenz verweisen, unfähig, sie je angemessen durchdringen zu können. Der Hiatus zwischen Theorie und Praxis taucht somit sofort da auf, wo man versucht, die Praxis mitsamt ihren unentdeckbaren Konsequenzen zu denken – wo, mit anderen Worten, ihre Ermächtigung und operative Funktion zu einer »Figur« werden, die ihrem Tun und ihrer Dynamik eine Bildlichkeit entgegensetzen, die gestattet, sie gleichsam von Außen, gleichsam im »anamorphotischen Blick« zu entziffern, um einen Ausdruck Roland Barthes zu verwenden. Keine Praxis hat sich selbst in der Hand, weder in Bezug auf ihre Vergangenheit, der sie entspringt, noch auf ihre Zukunft, auf die sie zuläuft, weshalb jeder Konstruktivismus notwendig auf eine Ethik, insonderheit auf eine »Ethik der Passibilität« angewiesen bleibt.

Bis in die 1980er Jahre bedeutete »Praxistheorie« im wesentlichen Sinne dies, flankiert durch die Oppositionen strukturalistischer Ethnologien und poststrukturalistischer Machttheorien, die allerdings andere Akzente setzten, nicht nur, indem sie von den »symbolischen Ordnungen« und ihrer strukturierenden Kraft ausgingen, sondern vor allem, indem sie die Disziplinierungen der Machtdispositive entsubjektivierten, um mit ihnen gleichzeitig eine Subjektkritik zu eröffnen. Sie verbot fortan, Kategorien des Intentionalen und des freien Willens, des »voulez dire« in Bezug auf die Rede und das gesellschaftliche Handeln absolut zu setzen. War die Kritik der Theorie von einst ihre Praxislosigkeit, das Geschwätz

eines nicht enden wollenden Diskurses, der jede Chance auf Verwirklichung vereitelte, geriet der Praxisbegriff nunmehr selbst unter Druck, indem ihm ein fatales Präjudiz zu unterliegen schien, der ihn zwangsläufig an die Subjektivität des Subjekts koppelte. Kritik der Praxis war dann vor allem eine Kritik des Willens, der Machtgebärde des Subjekts und seiner verwahrlosten Souveränität – das, was Lévinas dessen notorische »Egologie« nannte, die unabdingbar ein Moment von Gewalt mit sich führte. Doch welches Modell von Praxis folgt aus der Kritik des Subjekts? In der Tat bildet eine der vielen Herkünfte der neueren Medientheorie die Verknüpfung strukturaler »symbolischer Ordnungen« und ihrer subjektlosen Verkettung von Signifikanten mit Technologien und insbesondere deren Realisierung im Digitalen, die auf die Frage des sozialen Handelns, der praktischen Vernunft und ihrer eingeschriebenen Ethik eine andere Antwort versprach. Entsprechend substituierte sie das widersprüchliche Format von Subjektivität durch einen Vorrang des Technischen und damit des Operativen, der allerdings zugleich den Praxisbegriff in seiner Offenheit und Unbestimmtheit wieder einzuschnüren drohte. Ein ganz anderer Weg – exemplarisch vertreten durch Jacques Derrida und Judith Butler – erschloss sich durch die sich zeitgleich abzeichnende Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den Theoriegeschichten des Performativen, die den realitätssetzenden »Effekt« und den »Ereignischarakter« von Sprech- und anderen sozialen Akten unterstrichen, und den poststrukturalistischen und dekonstruktiven Kritiken, die wiederum die wuchernden Signifikantenketten und deren sich wie Narben ins gesellschaftliche »Fleisch« einschneidenden Markierungen und »Schriftzügen« zu dekuivieren trachteten. Beide suchten folgerichtig jeglichen Rückgriff auf den Subjektivismus der Vergangenheit zu vermeiden. So war es von dort nur ein kleiner Schritt, jenes Geflecht von humanen und non-humanen Aktanten aufzuspüren, um den Begriff des Subjekts durch den der »Akteursnetzwerke« zu ersetzen, die ihre eigenen Handlungsmächte generieren. Bruno Latour hat mehrfach unterstrichen, dass die Akteursnetzwerke als »ein Wort«, ein »komplexes Gefüge« aufzufassen sind, die wir uns als eine offene Relationalität vorzustellen haben, die heterogene »Existenzweisen« erzeugen.

Es verwundert darum nicht, dass die jüngeren Kultur- und Medienwissenschaften mit ihrem starken subjekt- und repräsentationskritischen Impuls und der beständigen Suche nach adäquaten methodologischen Fürsprechern diese Ansätze bereitwillig aufnahmen, dabei aber auch deren verborgene theoretische Prämissen mitschleppten. Neben den ungebrochenen Konjunkturen der *Actor-Network-Theory* und ihren Ablegern bis hin zu einer »Akteur-Medien-Theorie«, wie sie Tristan Thielmann und Erhard Schüttpelz vorschlugen, entwickelte sich auch die kritische Reflexion des ebenfalls seit den 1980er Jahren stetig unterwegs befindlichen Medienbegriffs weiter. Ausgehend von den technikdeterministischen Zuspitzungen Friedrich Kittlers wurden Medien und Techniken

kurzerhand direkt miteinander verschaltet, um in eine »Kulturtechniktheorie« zu münden, die Medien statt Subjekte und technische Praktiken oder Operationen statt Werkzeuge und Technologien in den Mittelpunkt ihrer vornehmlich historischen Analysen platzierten. Sie bereiteten nicht nur eine Auflösung des Medienbegriffs mit der Diagnose eines Verschwindens impliziter Medienontologien vor – Claus Pias polemischer Einwurf: »Was waren Medien?« –, sondern auch eine folgerichtige Umstellung des medientheoretischen Vokabulars auf »mediale Praktiken«, die sich als so vielfältig und variabel erweisen wie die Situationen und Kontexte, in denen sie vorkommen. Der Medienbegriff wird dadurch nicht nur seiner explanatorischen Potenz beraubt, sondern überhaupt verflüssigt, relativiert und »me-ontologisiert« und damit gleichsam immer nur »von Fall zu Fall« und in Bezug auf seine jeweiligen Performanzen beobachtbar, ohne dass dabei eine stabile Perspektive vorausgesetzt werden müsste.

Es gehört zu den Aufgaben von Medienphilosophie, solche Theoriemanöver nachzuzeichnen und ihre Fruchtbarkeit wie auch Legitimität und Grenzen zu markieren und überprüfbar zu machen. Problematisch fällt dabei vor allem die Gegensetzung zwischen »Theorie« und »Praxis« aus, die unbesehen letzterer den Vorzug gibt und das Kantische Primat der praktischen Vernunft kassiert. Was praktisch vollzogen werden kann, was eine praktische Relevanz besitzt, was sich auf Praktiken und Veränderungen, auf Interventionen und ihre Politiken oder ähnliches berufen kann, hat augenscheinlich bereits das Argument auf seiner Seite, wobei klar sein sollte, dass es eine Praxis ohne Reflexion so wenig gibt wie eine Analyse, die sich allein im Diskursiven vollzöge. Es gibt vielmehr eine Uneingelöstheit des Praktischen wie es gleichermaßen eine Uneingelöstheit des Theoretischen gibt, die offenbar beide miteinander korrespondieren. Zwar scheint, wie es bereits bei Platon heißt, dass der Nutzer über das beste Wissen eines Mediums verfügt und es zu qualifizieren vermag; dass, mit anderen Worten, die *techne* als höchste und vollendete Form der *poiesis* immer noch denjenigen voraussetzt, der sie verwendet – wie jene berühmte Passage aus dem *Phaidros* nahezulegen scheint, die die Erfindung der Schrift behandelt und an die im vorliegenden Band *Michael Mayer* in seiner Einleitung zu Lévinas' Überlegungen *Zum Primat der praktischen Vernunft* erinnert. Und doch gibt es gleichzeitig den »unpraktischen Seitenblick«, der die Nützlichkeit des Nutzens, d. h. die *techne* selbst untersucht und nicht nur nach Gewinn und Verlust beurteilt, sondern nach ihrer Notwendigkeit oder Überflüssigkeit. Ihr Nutzen wird dann mit einer Nutzlosigkeit konfrontiert, die ihn womöglich ganz verwirft. Aus diesem Grunde zeigt sich jede voreilige Unschuldsvermutung des Praktischen als naiv: Theorien verhalten sich nicht abstrakt, »grau« oder indifferent gegenüber den »wirklichen Problemen« einer Zeit – eine Auffassung, wie sie im Übrigen der Teufel in

Johann Wolfgang Goethes *Faust* dem Famulus einflüstert –, vielmehr ist der theoretischen Reflexion eine Begriffsarbeit immanent, die jenseits aller praktischen Hemdsärmeligkeit zuallererst aufschließt, was an diesen medialen Praktiken problematisch sein kann und welche Fragen sich aus ihrem Gebrauch ergeben. Die sich für Urteile blind machende Praxis erweist sich deshalb nicht nur als impotent, sondern vor allem auch als gewaltsam, weil sie immer schon begonnen hat zu agieren, wo die Einsicht und das Zögern der Reflexion zur Zurückhaltung und theoretischen Distanznahme mahnen. Doch wirft dies umgekehrt die Frage auf, welcher Typ von »Theoriepraxis« solcher distanzierenden »Me-Praxeologie« wiederum immanent wäre.

Der vorliegende Band 5 des *Internationalen Jahrbuchs für Medienphilosophie* widmet sich dem Begriff der Praxis und den Chancen und Limitationen einer praxeologischen Wende für die Kultur- und Medienwissenschaften, um umgekehrt in der Reflexion der Medialität wissenschaftlicher, künstlerischer oder sozialer Praktiken Praxisbegriffe zu hinterfragen und mit Technik- und Medienbegriffen ins Verhältnis zu setzen. Begonnen wird mit einem kurzen Text von *Emmanuel Lévinas Zum Primat der praktischen Vernunft* bei Kant. Ihm folgen sehr unterschiedliche Beiträge zu verschiedenen Praxisbegriffen, darunter eine Analyse medialer Praktiken im Anschluss an Walter Benjamin von *Martin Ritter*, eine Studie von *David Rodowick* zu Hannah Arendts Urteilslehre sowie Untersuchungen zur An-Archie des Praktischen von *Kurt Röttgers* oder *Christoph Ernsts* Überlegungen zu einer Kritik der KI-Forschung. Sie werden durch Studien zur neueren Wissenschaftsgeschichte von *Kaja Tulatz'*, *Johanna Seiferts* und *Christof Windgätters* kritischen Auseinandersetzungen mit einem heute, im Zuge der grundlagenvergessenen *Mode-2-Wissenschaften* notorisch gewordenen Praxisfetischismus ergänzt, denen man – wie in den 1970er Jahre der Slogan: »It works in theory, but does it also work in practice« geprägt wurde – den neuerlichen Slogan »It works in practice, but does it also hold in theory« entgegenschleudern möchte. Weitere Beiträge zum Thema finden sich online auf dem Forum Medienphilosophie unter www.forummedienphilosophie.de.

Mit Band 5 des *Internationalen Jahrbuchs für Medienphilosophie* können wir zudem auf eine nunmehr fünfjährige erfolgreiche Geschichte zurückblicken, die wir dadurch »feiern« möchten, dass dieser Band, anders als die Vorgänger, vielschichtiger ausfällt und mit mehrfachen Schwerpunkten ausgestattet ist. Neben dem Schwerpunkt »Praxis und Medialität« haben wir die Rubrik »Standpunkte« eingeführt, in dem sich Beiträge von *Emmanuel Alloa* und *Alexander Gerner* finden, gefolgt von einem »Dossier«, das sich der Figur des »Golems« als Archetypus einer Kritik technischer Kreativität zwischen Aufbau und Zerfall widmet. Zudem hatten wir 2017 eine Preisfrage zum Thema »Ist der Posthumanis-